Nation Europa
4/1955

HANS ULRICH RUDEL

Unsere Vorstellung vom menschlichen Dasein ist weitgehend verblaßt. Das Grau des Alltags hat ihm alle Farbigkeit, unsere Neigung zu Kompromissen hat ihm alle Kraft genommen. Ein Gefühl des Gelangweiltseins breitet sich mehr und mehr aus und lähmt den Unternehmungsgeist. Es sind nur noch wenige unter uns, die diese Dumpfheit durchbrechen und für die das Leben noch das große Abenteuer bedeutet, das täglich, stündlich mit frischem Mut, klaren Sinnen, unter Entfaltung aller Kräfte bestanden werden will. Ihnen schenkt es dafür all seine überwältigende Fülle. Die ungewöhnlichen Erlebnisse stoßen solchen Menschen zu, jedes einzelne eine Bewährungsprobe, nicht selten eine Entscheidung auf Leben oder Tod. Was sie auch planen oder anfassen, wird vor ihrem klaren Blick, unter ihren festen Händen lebenswert.

Zu diesen seltenen Menschen gehört Hans Ulrich Rudel, der die Ehre hat, von der gesamten „deutschen" Tagespresse beharrlich totgeschwiegen zu werden. Er mag — trotz Beinprothese! — viermal den höchsten Vulkan der Erde besteigen, er mag sich an der Versehrten-Skimeisterschaft beteiligen, er mag an Leistungen vollbringen, was er will: Es wird eben nicht zur Kenntnis genommen. Und wenn er morgen die Quadratur des Zirkels lösen würde, hieße es, „jemand" habe es getan. Es scheint nachgerade an der Zeit, diejenigen Menschen, die noch Wert darauf legen, sich ihre Kenntnisse nach eigenem Ermessen zu verschaffen, auf ihn aufmerksam zu machen.

Rudel ist einer der erfolgreichsten und unerschrockensten Soldaten des zweiten Weltkrieges, der allein die Panzer einer kampfstarken russischen Panzerarmee vernichtet hat. Seine Teilnahme an der Wahlkampagne 1953 für eine Rechtspartei wurde ihm so verübelt, daß man ihm zum publizistischen Tode verurteilte. Aber er hat sich diesem armseligen Urteil nicht unterworfen, und es liegt also beim einzelnen Leser, Rudels Bücher zur Kenntnis zu nehmen.

Wir empfehlen die schon seit Jahren bekannten Bücher „Trotzdem", in welchem er seine bis zur letzten Stunde mit vollkommener Konsequenz unter unbeschreiblich harten Bedingungen geflogenen Einsätze schildert, ferner „Aus Krieg und Frieden", in dem Tagebucheintragungen aus dem letzten Kriegshalbjahr mit solchen aus dem ersten Halbjahr 1952 in Argentinien gegenübergestellt werden, und schließlich „Zwischen Deutschland und Argentinien". Mit diesem Band liegt nun eine geschlossene Darstellung der Jahre in Übersee vor, angefangen mit der Entlassung aus der Gefangenschaft und den Verhältnissen und Eindrücken, die Rudel zur Abreise veranlaßten, bis zum Wiedersehen mit Deutschland. Und wieder ist es die Frische und Kraft der Schilderung, die uns zuinnerst packt, der klare Blick, mit dem die Probleme gesehen, der zugreifende Wille, mit den sie gemeistert werden, ganz gleich, ob es sich um ein großzügiges Hilfswerk für die immer noch eingekerkerten Kameraden und ihre Angehörigen handelt oder um die Schilderung der argentinischen Landschaft, um das Phänomen des Peronismus oder die politische Situation der Heimat, um einen Tenniskampf, der gewonnen, oder um den höchsten Vulkan der Erde, den Llullay Yacu, der bestiegen wurde.

Rudels aktive Einstellung zum Leben ist gerade das, was uns allen nottut. Darum bedeuten uns die Bücher Hans Ulrich Rudels so viel, eine Erhebung über das tägliche Einerlei und den Kleinmut unserer Tage, ein Bekenntnis zum wahrhaften Leben.

Dieter Vollmer

Nation Europa
11/1955

„EIN AKT DER SELBSTHILFE"

So deutete der Rundfunk den Skandal auf der Frankfurter Buchmesse am Sonntag, den 9. Oktober.

Und was war in Wirklichkeit geschehen?

Der Plesse-Verlag hatte unter anderem seine Neuerscheinung, die letzten Aufzeichnungen Alfred Rosenbergs vor seiner Hinrichtung im Nürnberger Gerichtsgefängnis, ausgestellt. Das Buch bringt im wesentlichen eine eingehende Behandlung derjenigen geopolitischen Probleme des russischen Raumes, mit denen der Verfasser im Laufe seines Lebens, vor allem auch während seines Studiums in Moskau, in Berührung gekommen ist. Es kann daher als wertvolle Ergänzung des berühmten Buches von Prof. Starlinger „Grenzen der Sowjetmacht" gelten, da es vielfach die Entwicklung aufzeigt, die zu den von Starlinger für die Gegenwart festgestellten Erscheinungen führte.

Natürlich hatte kein einziger von den Randaleuren auf der Messe vom Inhalt dieses Buches die geringste Ahnung. Der Name Rosenberg genügte, er wirkte sowohl bei einigen links orientierten als auch vor allem bei einem großen Teil der katholischen Verleger als rotes Tuch, und das Bedürfnis, auf der Stelle eine zweite Ketzerverbrennung herbeizuführen, äußerte sich bereits am ersten Messetag, und vor allem dann am Sonntagmorgen, zunächst in Form von wiederholten Zusammenrottungen vor dem Stand des Plesse-Verlages, von Haßgeschrei und wüsten Beschimpfungen des Verlegers und seiner Produktion. Schütz fand sich auf Ersuchen der Messeleitung bereit zur Entfernung des Schutzumschlages, ohne den das Buch völlig unauffällig ist. Um 1 Uhr mittags aber, am Sonntag, während der Besuch des Bundespräsidenten erwartet wurde, sammelte sich erneut eine sehr schreiende Menge vor dem Stand des Plesse-Verlages, und plötzlich wurde der Stand von zwei Angestellten eines der katholischen Verlage gepackt und mit sämtlichen daraufstehenden Büchern zur Türe hinausgeschleudert. Kaum war das geschehen, war von den Geistesstreitern nichts mehr zu sehen. Aber an Hand von zwei ausgezeichnet gelungenen Lichtbildern, die im Augenblick des Hinauswurfes aufgenommen werden konnten, sind die Täter einwandfrei ermittelt. Damit wäre also eigentlich alles in Ordnung, und die Gerechtigkeit könnte ihren Lauf nehmen, um die Messe in Zukunft vor derartigen Terrortaten zu schützen.

Aber durch die Art und Weise, wie Rundfunk und Presse den Skandal kommentierten, bekommt er ein völlig anderes Gesicht und erlangt grundsätzliche Bedeutung für die Form des Staatswesens, in dem wir zu leben die Ehre haben. Wenn der öffentlichen Meinung eines Staates derartige Gewaltakte — noch dazu ausgerechnet im Rahmen einer Buchmesse — als ein „Akt der Selbsthilfe" oder als „Demonstration richtig verstandener Freiheit" dargestellt werden, dann ist das eine eindeutige Aufforderung zur Wiederholung, wobei jedem überlassen bleibt, wann, wie, wofür und gegen wen er sich selbst helfen will. Das aber ist eine sehr interessante Auslegung des Begriffes Demokratie, der schon viele Auslegungen erlebt hat. Wir sind natürlich bereit, immer wieder dazuzulernen.

Dieter Vollmer

Dieter Vollmer:

Vom Berufsethos des Journalisten

AUF den ersten Blick wirkt das Thema dieser Betrachtung paradox. Doch gibt es selbst unter den modernsten Journalisten viele, die durchaus eine ethische Berufsauffassung für sich in Anspruch nehmen.

Es gilt also zu untersuchen, wie weit ethische Motive auch in der Berufs-Ausübung erkennbar werden: Ein Lippenbekenntnis genügt ja nicht.

Seit es den Journalistenberuf gibt, ist der Mann, der ihn ausübt, besonderen charakterlichen Gefährdungen ausgesetzt; sie sind bekannt, sollen hier aber nocheinmal gestreift werden.

Die Notwendigkeit oder der Wunsch, auf sehr vielen verschiedenen Gebieten etwas zu wissen, „beschlagen" zu sein, kann daran hindern, irgendwo ein wirklich gründliches, fundiertes Wissen zu erwerben. Zahlreiche Kollegen gaben auf ihrem Fragebogen für die letzte Ausgabe des Journalisten-Handbuchs „Wer schreibt worüber?" (1960/61)[1] so viele „Fachgebiete" an, die in keinem Zusammenhang miteinander stehen, daß es sich dabei unmöglich noch um wirkliche Fachkenntnisse handeln kann. Greifen wir ein Beispiel heraus: „Politik, Werbung, Marktforschung, Fremdenverkehr, Jagdwesen, Gerichtswesen und Kreditwesen", gibt ein Kollege an. Das alles mag einer allenfalls noch überschauen können, aber wirklich als „Fachgebiet" beherrschen kann er es nicht mehr. Und solcher „Angaben" finden sich in dem genannten Handbuch viele.

Die Nennung der Fachgebiete ist überhaupt aufschlußreich für die Mentalität vieler Journalisten. Ganz allgemein werden dabei Begriffe bevorzugt, die keinen präzisen Wissensbereich umreißen, sondern „schwimmen", das heißt: ungenau, allgemein und letzten Endes nichtssagend sind, wie etwa „Film". Nur eine kleine Minderheit gibt genau an: Filmwirtschaft, Filmkritik, Filmtechnik, woraus man schon eher auf ein gediegenes Wissen schließen kann.

Auch die althergebrachten Sparten- bzw. Ressortbezeichnungen „Politik", „Kultur" usw., die der Arbeitsteilung im Redaktionsstab dienen, sind ja im Grunde ganz unverbindlich und setzen bei dem betreffenden Ressort-Chef nicht etwa wissenschaftliche Fachkenntnisse auf dem genannten Gebiet voraus.

Neuerdings tritt dazu noch die Neigung, Wissensgebiet mit Arbeitsmethode zu verwechseln und die klare Frage nach dem Fachgebiet mit inhaltlich so völlig nichtssagenden Begriffen wie „public relations" oder „featu-

---

[1] Der Verfasser, selbst seit 25 Jahren Journalist, war zwei Jahre lang mit der Zusammenstellung der letzten Ausgabe des Journalisten-Handbuchs „Wer schreibt worüber?" beschäftigt.

res“ zu beantworten, die allenfalls etwas darüber aussagen, w i e man den Stoff angeht, aber nicht, w e l c h e n Stoff man beherrscht.

Doch zurück zu den ursprünglichen Gefahren dieses Berufs:

Die Forderung, regelmäßig etwas zu schreiben, auch dann, wenn man nichts Besonderes erlebt, keine tieferen oder wesentlichen Eindrücke empfangen hat, kann zur routinemäßigen Schaumschlägerei verleiten. Man vergegenwärtige sich die Niveau-Unterschiede der allwöchentlichen Schlamm-Kolumne im „Stern“ oder die Qualitäts-Schwankungen in den Leitartikeln der mittleren Tagespresse.

Auch der begabteste und bestinformierte Journalist ist nun einmal nicht immer gleich gut aufgelegt, und die Versuchung, gedankliche Schwächen durch einen um so größeren Aufwand an Worten zu vernebeln, liegt dann nahe.

Ebenso kann der tempobedingte Zwang, über ein Thema oder ein Ereignis schon etwas auszusagen, bevor noch Zeit und Gelegenheit vorhanden waren, es ganz zu erfassen, zu Oberflächlichkeit und darüber hinaus sogar zu Unwahrhaftigkeit der Darstellung führen. Da muß dann wohl die Frechheit der aufgestellten Behauptungen, die Lautstärke und Aufmachung des Vortrags über das mangelnde oder noch nicht verarbeitete Wissen hinwegtäuschen — man versucht, den Leser zu „überfahren“. Ist es nicht eine Unverfrorenheit, nach e i n e r Reise quer durch einen problemgeladenen Kontinent, bei der man sich nirgends länger als höchstens eine Woche hat aufhalten können, ein gültiges Urteil über Lebensumstände, wirtschaftliche, soziale und politische Zusammenhänge abgeben zu wollen? Aber wie oft geschieht das! Vor solcher Anmaßung zieht sich der Wissenschaftler oder auch der Künstler, der ein ganzes Leben lang um Erkenntnis des Wesens eines bestimmten Volksstammes oder einer Religion gerungen hat, resignierend zurück. Er wird überschrien und an die Wand geredet. Viele, sehr viele Bücher über Völker und Kontinente, die sich heute gut verkaufen lassen, sind in diesem Sinne nicht mehr als Journalismus, und zwar von der billigen, schlechten Sorte.

*

Das sind so einige der Gefahren, die unseren Beruf von jeher und seinem Wesen nach anhaften. Ein Journalist, der auf echte Qualität, auf ein hohes Niveau seiner Arbeiten Wert legt, mußte schon immer den Mut haben, hin und wieder zu schweigen, zuzugeben, daß er im Augenblick nichts Wesentliches zu sagen habe, daß er von dieser oder jener Sache noch nicht genug wisse, sie noch nicht tief genug durchschaue, noch nicht ganz erfaßt habe. Je schärfer aber mit der Zeit der Konkurrenzkampf im Journalistenberuf wurde, desto ungestümer drängten sich dann weniger gewissenhafte, weniger auf Gediegenheit und Qualität bedachte Kollegen zu Wort und verkauften, während der Gründliche noch forschte und überlegte, ihre reißerischen Reportagen. Diese Entwicklung steigerte sich immer mehr, bis end-

Hast du sie,
menschlicher Geist,
schon bedacht,
Die seltsame
Geisteserscheinung:
Wechselt im Land
die politische Macht,
Wechselt die Presse
die Meinung!



wie die Lehrerschaft!

lich heute, in der „Moderne", das Verdienenwollen um jeden Preis zwangsläufig jede ethische Berufsauffassung zerstört. Nicht mehr die Liebe zum Gegenstand und zur Wahrheit ist nun das entscheidende Berufsmotiv, der treibende Arbeitsimpuls, sondern eben das Bestreben, rascher zu verdienen, mehr zu verdienen.

Dabei kommt dem modernen Journalisten die Vervollkommnung der fotografischen Technik zu Hilfe. Sie erlaubt ihm, seine leichtfertigen Behauptungen schnell und reichlich mit „Anschauungsmaterial" zu stützen, das er natürlich entsprechend auswählt und interpretiert. Das Publikum spricht auf die Anschaulichkeit der Bilder an und läßt sich um so leichter überfahren.

Und die Jagd nach dem raschen, hohen Verdienst zerstört nicht nur die Liebe zum Gegenstand, nicht nur die Qualität der Arbeit, sondern auch die Achtung vor dem Mitmenschen. Mit Teleobjektiven verfolgt man den Schwangerschaftsgrad einer Fürstin; am Grabe ihres verunglückten oder ermordeten Kindes wird die weinende Mutter mit Blitzlicht drangsaliert; nach dem Untergang eines Schulschiffes wird der Vater eines der wenigen geretteten Seekadetten immer von neuem aufgefordert, sich mit seinem Jungen vor der Kamera in die Arme zu fallen. „Kiss him! Kiss him!" schreien die Bildreporter.

Eine deutsche Wochenzeitung lebt seit über zehn Jahren ausschließlich von kitschigen Indiskretionen über Soraya. Zehn mal zweiundfünfzig macht 520 Leitartikel über diesen Gegenstand. Das ist — von der Geschmacklosigkeit und dem unfaßbaren Stumpfsinn abgesehen — schon ein ganz veritabler Beitrag zur Verblödung des Publikums. Friedrich Sieburg hat bereits vor etlichen Jahren öffentlich auf diesen Unfug hingewiesen — ohne Erfolg.

Eine weitere Gefahr für die Berufsauffassung des modernen Journalisten bedeutet die Machtstellung, die die Presse heute einnimmt. Sie verleiht so manchem der Redakteure oder Reporter eine übertriebene Meinung von seiner Bedeutung, macht ihn unbescheiden, dünkelhaft und damit noch anfälliger für Oberflächlichkeit und Unwahrhaftigkeit, als er es ohnehin schon war. Auch davon habe ich bei der Zusammenstellung des Journalisten-Handbuches und der damit verbundenen Korrespondenz zahlreiche, zum Teil geradezu groteske Beispiele erfahren. Manchmal grenzt dieser Dünkel, der sich wie eine ansteckende Krankheit von oben nach unten auszubreiten scheint, tatsächlich ans Pathologische.

Andrerseits zwingt die Machtstellung der Presse im öffentlichen Leben aber auch dem einzelnen Journalisten unbarmherzig den Willen und die „Linie" des betreffenden Verlages, bzw. der hintergründigen, kaum durchschaubaren Steuerorgane der öffentlichen Meinung auf und beraubt ihn praktisch des Rechtes auf ein eigenes, persönliches Urteil. Sie entpersönlicht ihn also und zwingt ihn darüber hinaus unendlich oft zur Unwahrheit, auch dann, wenn ihm selbst die Wahrheit noch ein inneres Bedürfnis bedeuten sollte. Er teilt sein Schicksal mit dem Lehrer. Und hier sind wir wohl auch am entscheidenden Punkt unseres Themas.

Denn, was die moderne Situation des Journalisten von den mit seinem Beruf von jeher verbundenen Verhältnissen grundsätzlich unterscheidet, das ist die totale Herrschaft der Lüge in unserer Zeit, von den höchsten Führungsgremien bis in den privatesten Bereich des einzelnen hinein.

Diese Diktatur der Lüge zerstört tatsächlich jedes Berufsethos, am vollständigsten aber das der Lehrer und Journalisten. Wider besseres Wissen, trotz genauer Kenntnis gegenteiliger Tatsachenbestände haben sie entweder die befohlenen Doktrinen zu verbreiten — oder sie verlieren ihre Existenz. Selbst allgemein bekannte, hochgeachtete Meister ihres Berufs sind dieser Alternative unterlegen.

Nicht wenige haben aus der Not eine Tugend zu machen versucht und — vielfach in primitivster Form — ihr Mäntelchen nach dem jeweiligen Winde gehängt. Ziesel hat einige besonders drastische Beispiele von Leuten veröffentlicht, die vom beflissenen Lobhudler Hitlers bedenkenlos zum wütenden Naziverfolger wurden. In solchen Fällen ist die akute Charakterschwäche und Gesinnungslosigkeit vielleicht schon als Berufskrankheit anzusprechen. Aber auch bei Sichtung der tausende von Kurzbiographien im Journalisten-Handbuch staunt man darüber, wie glatt vielen seinerzeit der Übergang von ausgesprochenen NS-Blättern in die Lizenzpresse der Nachkriegszeit gelungen ist. Es handelt sich dabei nicht mehr um Einzelerscheinungen: Hier tritt ein geistiges Landsknechtstum schon als berufstypisch auf.

Zwei Modellfälle mögen zeigen, wie der Journalist nicht handeln darf und wie er handeln soll.

1. *Nutznießer der Eichmann-Konjunktur*

Ein befähigter holländischer Journalist, begabter Regisseur und Schauspieler, guter Kaufmann, entdeckte schon vor Jahren in Buenos Aires Adolf Eichmann, befragte ihn systematisch monatelang über seine Vergangenheit und nahm dieses Frage- und Antwortspiel auf Tonband auf. Nun waren damals Tonbänder in Buenos Aires nur schwer zu beschaffen. Es wurde daher, wenn ein Band voll war, der Inhalt flüchtig mit Bleistift zu Papier gebracht und das Band für die nächste Aufnahme gelöscht. Aus diesen flüchtigen Bleistiftnotizen machte unser tüchtiger Journalist dann ein Manuskript zurecht, das er mit Erfolg dem Magazin „Life" zum Kauf anbot, und zwar „im Auftrage" von Eichmanns Frau.

Eichmann selbst hat sich später in seinem Prozeß in Jerusalem eindrucksvoll und mit Heftigkeit gegen dieses Manuskript gewehrt und ausdrücklich festgestellt, daß es nicht im Sinne seiner damaligen Aussagen bzw. Antworten gehalten sei. Er habe nur einen sehr geringen Teil der vom Tonband niedergeschriebenen Notizen zur Durchsicht und Überarbeitung bekommen. Unser Journalist gibt zu, er hätte den Text nicht an „Life" verkaufen können, wenn er nicht einige belastende Momente darin „gelassen" – Eichmann wird wahrscheinlich sagen: „eingebaut" – hätte. Das Ergebnis: Frau Eichmann hat zunächst keine unmittelbaren Existenzsorgen mehr, unser Journalist hat auch gut dabei abgeschnitten und sich zudem einen Namen gemacht.

Aber die Wahrheit über das, was Eichmann nun damals monatelang tatsächlich ausgesagt und geantwortet hat, ist auf keine Weise mehr zu ermitteln, auch nicht aus den Bleistiftnotizen, deren Fotokopien zwei Bekannte von mir einsehen konnten.

Dieses Ergebnis scheint mir typisch im Sinne unseres Themas.

2. *Helfer der historischen Wahrheit*

Und nun ein Gegenstück zum vorigen Modellfall: Am 10., 11., 12. und 15. August 1960 hatten zwei junge amerikanische Journalisten durch einen glücklichen Umstand Gelegenheit, im State Department in Washington die – damals noch unveröffentlichten – Akten der Potsdamer Konferenz 1945 einzusehen. Es war ihnen sogar möglich, an Ort und Stelle mit zwei Schreibmaschinen umfangreiche Auszüge zu machen. Und sie fanden mit Berufsinstinkt haargenau diejenigen Dinge heraus, die später, bei der offiziellen Veröffentlichung der Akten, dem Zensor zum Opfer fallen sollten!

Es handelte sich in erster Linie um die Notizen Charles Bohlens über Gespräche zwischen Truman und Stalin. Sie betrafen japanische Friedensangebote, von denen Stalin während der Konferenz Truman zwei aufeinanderfolgende übermittelte, während Bohlen als Dolmetscher anwesend war. – Bohlen hat seine stichwortartigen Notizen später ausführlich kommentiert. Auch dieser Kommentar ist in den Auszügen der beiden Journalisten enthalten. Es geht daraus eindeutig hervor, daß Truman von mindestens drei japanischen Friedensangeboten Kenntnis hatte, b e v o r er, ebenfalls in Potsdam, den Befehl

zum Abwurf der Hiroshima-Bombe unterschrieb. Das steht sehr im Gegensatz zu seiner eigenen Darstellung in seinen Memoiren — natürlich!

Die beiden Journalisten schickten ihren Fund sofort an die Provinzzeitung, in deren Washingtoner Büro sie tätig waren. Diese veröffentlichte das Material in vier Folgen, am 21., 22., 23. und 24. August 1960. Die japanische Presse brachte daraufhin Schlagzeilen, UPI erwarb die deutschen Rechte und verkaufte sie an „Die Welt", die ihrerseits in der „Welt am Sonntag" vom 12., 19. und 26. März 1961 eine gekürzte Fassung veröffentlichte. Als dann im Mai 1961 die staatlich-offizielle Herausgabe der Akten der Potsdamer Konferenz erfolgte, in der ausgerechnet diese Passagen fehlten, fiel die Zensur natürlich der Lächerlichkeit anheim. Ergebnis: Die geschichtliche Wahrheit kam durch die schnelle Entschlossenheit der beiden Journalisten ans Licht. Wir hätten sie sonst niemals erfahren.

So geht es also auch, und ich glaube nicht, daß die beiden ihren Fund ausschließlich um des Geschäftes willen veröffentlichten. Sie haben Truman nicht geschont; aber sie hatten sich ja auch davon überzeugen können, daß er wirklich keinerlei Schonung verdiente.

Aus solchen Beispielen mit ihrem Für und Wider und aus allem, was schon zuvor in dieser Abhandlung gesagt wurde, ergibt sich beinahe von selbst, was ich unter dem Berufsethos des Journalisten verstehe:

Vor allem anderen gehört dazu eine unbedingte Wahrhaftigkeit als oberstes Gesetz, das auch den Mut und festen Willen voraussetzt, im Kampf gegen die Unwahrheit jederzeit die eigene Existenz zu wagen;

Gründlichkeit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit bei der Behandlung des Themas;

Liebe zur Sache, liebevolle Vertiefung in den jeweiligen Gegenstand.

Endlich gehört dazu auch Liebe zum Mitmenschen und Achtung vor seiner Würde. Nicht nur der Mensch, **über** den geschrieben, sondern auch der, **für** den geschrieben wird, der Leser also, hat Anspruch auf Achtung. (Was ist Pornographie schließlich anderes, als Mißachtung des Lesers?)

Wer schreibt, trägt Verantwortung für das geistig-seelische Niveau seiner Leser, erzieherische Verantwortung also.

Solcher Geist und solche Tugenden scheinen mir am ehesten noch im Schutz- und Bannkreis festgefügter, traditionsgetragener Gemeinschaften zu gedeihen, seien es altüberlieferte journalistische Fachverbände wie der der Agrarjournalisten, oder seien es die technisch-literarische Gesellschaft und der Verband deutscher Kritiker, oder seien es etwa die Landsmannschaften der Vertriebenen mit ihrer sauberen Pressearbeit. In solcher Atmosphäre hat die Auflösung, die Zerstörung des Berufsethos keinen ungehemmten Zugang. Von dort aus wäre, glaube ich, noch Heilung möglich.

Herz und Hirn

Das Herz, o Mensch, es schlägt auch im Gehirne,
Beim einen weniger, beim andern mehr,
Bei denen, die es leugnen, sogar sehr.
Drum, was du denkst, kommt nicht nur aus der Stirne.

Hoher Meißner 1963

Zwiegespräch

Horst: „Herr Ehrhardt, Sie baten um einen Bericht über die Erinnerungsfeier 1963 auf dem Hohen Meißner. Warum haben Sie nicht selbst teilgenommen? Wie wir dort hörten, waren Sie doch vor 50 Jahren selbst bei der großen Jugendtagung!"

AE: „Jugenderinnerungen darf man nicht trüben lassen."

Horst: „War die Meißnertagung 1913 also für Sie ein so starkes Erlebnis?"

AE: „Nicht eigentlich die Tagung! Ich gehörte dem »Jungwandervogel« an – »JWV« sagten wir damals, und was hatte diese Formel für einen zauberhaften Klang! Für uns war das Meißnertreffen nur ein Rahmen. Was uns als Jungen ganz erfüllte, war unser Bund."

Horst: „Hatte das vielzitierte Meißnerbekenntnis bildende Kraft für Ihr Leben?"

AE: „Der »JWV« hatte es nicht nötig, sich auf solche Thesen zu stützen. Er wirkte durch das Bild seiner Führer. Ihr geistiger Einfluß war stark. Der junge Philosoph Hans Blüher betrachtete den »JWV« als Bund seines Vertrauens. Durch ihn lernte ich die damals noch junge Tiefenpsychologie kennen und vor allem Schopenhauer, der bestimmend für mein Weltbild wurde."

Horst: „Und wie stand Ihr Bund politisch?"

AE: „Von politischen Dingen sprach man nicht. Deutschsein war ja selbstverständlich. Aber der Bund war – das sage ich in der Rückschau – Keimzelle eines Nationalismus edelster Art. Ein Jahr nach dem Meißnertag zogen wir singend in die Schlachten, und die Lieder unseres Bundesführers wurden Gemeingut der Nation. Sie sind heute noch nicht völlig verklungen.

Horst: „Wirkt dieses Bundeserlebnis, um das ich Sie beneide, noch in Ihnen fort, Herr Ehrhardt?"

AE: „NATION EUROPA mag diese Frage beantworten."

Meißner-Schau 1963

So um die Jahrhundertwende gab es da ein paar junge Leute, die widerte das alles an: Konvention, Stehkragen, Bierkomment, die Heuchelei der Gesellschaft. Da gingen sie in die Wälder: es tat ihnen gut. Und so entstand die Deutsche Jugendbewegung.

1913 jährte sich zum 100. Male die Völkerschlacht bei Leipzig (Erinnern Sie sich noch? – Befreiung von der napoleonisch-französischen Fremdherrschaft und Tyrannei. Die Älteren kennen es noch vom Geschichtsunterricht her.) – und es

drohten unendliche Reden, Fahnen, Blechmusik und Besäufnisse. Die Jugendbewegung war dagegen – nicht gegen die Befreiung, aber damals gegen die Besäufnisse. Also machten sie sich selbständig und zogen zum Hohen Meißner. Und dort entstand die berühmte Meißnerformel, das Bekenntnis zu der eigenen Bestimmung, der eigenen Verantwortung und der inneren Wahrhaftigkeit.

Nun also war das alles 50 Jahre her, ein guter Grund zum Feiern. Ein Komitee wurde gegründet, besser noch: viele Komitees. Tagungen wurden abgehalten und 271 Neufassungen der Meißnerformel beraten, denn man wollte ja auf der Höhe der Zeit stehen. Schließlich rief man zum Meißnertag 1963 auf, und alle, alle kamen: vom „Nerother Wandervogel“ zum „Österreichischen Pfadfinderbund“, von der „Turnschar Volker“ bis zur „Freikörperkultur-Jugend“. Letztere zum allgemeinen Bedauern nicht im Dienstanzug. – Übrigens: nichts gegen die „Nackerten“! Bei den Kulissenkämpfen mit links-liberalistischen Managern standen sie ganz auf der Seite der gesunden, konservativen Kräfte.

Der offizielle westdeutsche Bundesjugendring hatte sich vom Meißnertag 1963 scharf distanziert und hinter den Kulissen auch heftig dagegen intrigiert. Die bündische Jugend mit ihrer Romantik sei nicht mehr zeitgemäß. Die Jugend von heute müsse anders angesprochen werden, etwa im Stile der Mitgliedsbünde des Bundesjugendrings, also etwa der „Roten Falken“, der „Jungdemokraten“, der „Gewerkschaftsjugend“ etc.

Denkenden Menschen – auch solche waren anwesend – fielen aber noch andere Argumente auf. So sind die wenigsten freien Bünde Mitglieder der Jugendringe, können also auch von dort nicht so recht kontrolliert werden. Das macht die Herren Funktionäre mißtrauisch. Und wer schon einmal ein Lager der Gewerkschaftsjugend miterlebt hat, wird sehr daran zweifeln, ob die angeschlossenen Vereine – mit Ausnahmen natürlich – das jugendgemäße Leben des Meißnerlagers hätten mithalten können.

So pilgerten denn die Bundesjugendvereine, statt zum Hohen Meißner, zu Ossietzkis Grab. Jedem das Seine! – sagte schon der alte Fritz.

Auf dem Meißner aber bauten die Bünde und Bündchen ihre Zelte, Kohten und Jurten, in Kreisen, Rechtecken und Quadraten recht kunstvoll über den weiten Lagerplatz. Nahe an 350 Feuerzelte konnte man zählen, dazu gab es Lagertore, Lagertürme, Koch- und Feuerstellen, geschlachtete Hammel und bratfertige Hähnchen, und Fahnen und Wimpel und Standarten – über dreitausend Jungen und Mädel bevölkerten das Gelände. Jujas, Pelzmützen und Geroll der Landsknechtstrommeln – „Big Show!“ murmelte anerkennend ein BBC-Reporter vom englischen Fernsehen.

Die Reporter waren nämlich in Kriegsstärke ausgerückt. Natürlich gab es auch Pressekonferenzen, nicht nur eine – drei! Dabei versuchte ein halbe Hundertschaft abgebrühter Journalisten, den Bünden rechtsradikale und antidemokratische Tendenzen unter die Weste zu jubeln. Die meisten Bundesführer wußten gar nicht, wie ihnen geschah. So gelang der Presse das Unwahrscheinliche: eine Einheitsfront der Bünde herzustellen, auf die man wohl dort am allerletzten zu hoffen gewagt hätte.

Ein Ton herschte auf der Pressekonferenz – wenn der jüngste Pimpf meiner Gruppe so mit Erwachsenen reden würde, bekäme er von seinem Vater ein paar Watschen. Wahrscheinlich hatten die Herren Reporter Flüchtlinge in ihrer Kinderstube einquartiert und sind deshalb so besonders schlecht auf die Deutsche Jugend des Ostens zu sprechen.
Im Aufruf zum Meißner 1913 stand noch: „Die Jugendbewegung ist im Notfall jederzeit bereit, für die Rechte ihres Volkes mit dem Leben einzutreten . . .“ Das war keine leere Phrase: Von den 12 000 Wandervögeln, die in den Ersten Weltkrieg zogen, sind 7000 geblieben, zwischen Langemarck und Isonzo, Riga und den Vogesen. Ganz anders die Nachfahren von 1963: sie ließen sich wüste Beschimpfungen des deutschen Soldaten gefallen; bei der Mahnstunde an der Zonengrenze tauchte nur ein Bruchteil der Lagermannschaft auf; es wurden nämlich Busse, die zu eben dieser Feier strebten, von „nicht feststellbaren Unbekannten“ in die Irre geschickt und fanden nur mit Mühe wieder heim ins Lager.
Es kam die große Feierstunde, Höhepunkt des ganzen Treffens – so stand zumindest im Programm. Ein Uraltwandervogel sprach und sprach. Milder Schlummer breitete sich über die Gefilde. Er kam zum Ende, umprasselt vom dankbaren Applaus. Ein Vertreter des „Österreichischen Wandervogel“ bestieg bedächtig die Tribüne, ein würdiger Herr mit Bäucherl, Glatze und Figluniform. Nach spärlichem Antrittsapplaus rückte jeder sich zurecht, um sein Nickerchen fortzusetzen. Doch daraus wurde nichts: Schon nach wenigen Worten war plötzlich die weite Runde hell wach. Und der Herr Landesminister von der SPD, der kurz vorher noch die Grüße der Regierung überbracht hatte, verzog schmerzlich berührt das Gesicht. Denn mit scharfer Stimme stieß der kleine Herr da oben die schöne Regie über den Haufen und warf den leftistischen Managern den Fehdehandschuh ins Gesicht:
„Ich stehe hier nicht als Vertreter eines ‚befreundeten Volkes‘. Wir sind nicht hier im Sinne einer europäischen Begegnung. Sondern wir sind hier, um die Einheit unseres deutschen Volkes über alle künstlichen und gewaltsamen Grenzen hinweg zu dokumentieren! – Sudetendeutsche Brüder – Südtirol – Die Berliner Mauer geht auch mitten durch unser Herz!“
Peinlich, peinlich! Immer diese Österreicher! Der Herr Minister sah drein wie ein Frosch, der statt der erhofften weichen Fliege einen Hirschkäfer geschluckt hat.
Schließlich kam der Star der Schau aufs Rednerpult: Theologieprofessor Helmuth Gollwitzer, Menschenfreund und edler Widerständler, wie ihn seine Freunde nennen; aber auch Verzichtspolitiker, heimatloser Linker und Schuld-und-Scham-Prediger, wie ihn seine Gegner apostrophieren.
Er enttäuschte niemanden. Wohlgemischt verteilte er seine Hiebe nach allen Richtungen. Zuerst bekam der Bundesjugendring sein Fett: mit seinen Bonzen, Jugendplänen und Spesenreitern. Gollwitzer forderte auch freien Spielraum für die Jugenderziehung; als oberstes Ziel pries er die Freiheit des Individuums. Und nun kam er erst recht in Fahrt: Bundeswehr – „Erziehung zum

Massenmord". Selbstverständlich hatte die deutsche Jugendbewegung die Nazityrannei mit verschuldet. Manche Gruppen hatten sogar Arierparagraphen!

Nur in Israel seien die Ideale der Jugendbewegung verwirklicht. (Womit Herr Gollwitzer gar nicht so Unrecht hat: Blut und Boden und Rasse, Wehrbauerntum, Landjahr, Dienst an und in der Gemeinschaft, alles schon dagewesen!) Überhaupt tue der Jugendbewegung etwas mehr Härte und Askese not. Für die Mädchen sei das diakonische Jahr das rechte, für die Jungen die „Aktion Sühnezeichen" in Polen und Israel oder der Entwicklungshilfsdienst bei Kaffern und Pygmäen. (Parole: „Strickt warme Strümpfe für hungernde Negerkinder!") Und außer der Vergangenheit müsse die deutsche Jugendbewegung natürlich auch noch die Zukunft bewältigen, im trauten Einvernehmen mit den jungen – in dieser Reihenfolge! – Negern und anderen Farbigen, Kommunisten aus Polen und Rußland und schließlich mit Jungkommunisten aus der DDR.

Zu guter Letzt sollte noch das Deutschlandlied gesungen werden, alle drei Strophen. Das war eigentlich verständlich, denn es handelte sich ja um ein Treffen der d e u t s c h e n Jugendbewegung. Doch Meister Gollwitzer hatte sich das verbeten. Also blieb es bei der dritten Strophe. Und selbst die machte er noch madig: „Unzeitgemäß" ... „Horst-Wessel-Lied" ... und so weiter.

Drum Heil und Ruhm dem Pfadfinder im blaugelben Halstuch, der uneingeladen auf die Tribüne sprang und dem Herrn Theologieprofessor in die Parade fuhr. Mit sich überschlagender heller Jungenstimme bekannte er sich zu seinen Kameraden bei der Bundeswehr; sie seien es ja, von denen die Freiheit, die vom Herrn Professor so sehr gepriesen wurde, mit der Waffe in der Hand zu verteidigen entschlossen seien. Er bekannte sich zum Deutschlandlied!

Tscha, und dann zog ein endloser Strom von PKW's, Kombis und Bussen wieder meißnerabwärts. Ein paar spärliche Fußgänger mit dicken Affen stapften durch den Abschlußregen die Pfade hinunter – um allsobald an den Hauptstraßen flehend die Hände zu den vorbeiflitzenden Autos zu erheben.

Fazit: Tot ist die freie deutsche Jugendbewegung nicht. Aber sehr lebendig auch nicht. In vielen Bünden wird wertvolle menschliche Erziehungsarbeit geleistet. Der politische Instinkt ist, von löblichen Ausnahmen abgesehen, gleich Null. Geschickte Drahtzieher manipulieren die Masse der Jugend.

Ob vom Meißnertreffen 1963 neue Impulse ausgehen?

Horst Buschmann

Zeltlager der jungen Bünde – eine Bestandsaufnahme

Teilnehmer an der Meißner-Erinnerungsfeier waren 26 verschiedene Bünde, darunter 2 österreichische, 3 konfessionell gebundene, 7 Pfadfinderbünde, 7 mehr oder weniger eng an Erwachsenenorganisationen angelehnte.

Die Teilnehmerzahl der einzelnen Bünde schwankte zwischen 20 und 350, insgesamt kamen rund 2500 Jungen und 500 Mädchen.
Das Durchschnittsalter der Lagerteilnehmer betrug 16 bis 17 Jahre (12 bis 30). Die Bundesführer sind fast alle über 25 Jahre alt. Ihr Wollen kann also nicht mehr als jugendeigene Initiative angesprochen werden. Zum Teil haben sie die eigentlich jungenschaftliche Arbeit jüngeren Führern übertragen; doch ist das fast nur bei solchen Bünden der Fall, deren Schwergewicht ohnehin auf der Arbeit in Älterenkreisen ruht und bei denen die mehr oder weniger große Gefahr besteht, daß sie von unten her absterben.
Diese Gefahr der Überalterung ist am geringsten oder gar nicht vorhanden bei den verschiedenen *Pfadfinderbünden,* der *„Fahrtenschaft Nebelreiter“* in der *„Deutschen Waldjugend“* und bei der *„Reformjugend“*. Hier wimmelt es noch von jungem und jüngstem Volk.
Rückschlüsse von der Beteiligung am Meißnerlager auf die wirkliche Stärke der Bünde, also auf die Gesamtzahl der in Gruppen aktiv mitarbeitenden und mitlebenden Jungen und Mädchen, sind kaum möglich. Andererseits sind aber die eigenen Angaben der meisten Bünde über ihre tatsächliche Stärke augenscheinlich stark übertrieben. Der Bundesführer des *„Pfadfinderbundes Großer Jäger“* und verantwortliche Leiter des gesamten Meißner Jugendlagers meinte, man müsse die Teilnehmerzahl der einzelnen Bünde am Meißnerlager mit 5 multiplizieren, um auf ihre wirkliche Aktivstärke zu kommen. Mir scheint auch das noch zu optimistisch. Es dürften zur Zeit in der Bundesrepublik nicht mehr als 10 000 Jungen und Mädchen wirklich am bündischen Leben beteiligt sein, d. h. etwa 2 ‰ der in Betracht kommenden Jahrgänge. Nur auf diese 2 Promille trifft wirklich zu, was die Bünde in ihrer gemeinsamen Erklärung zum Meißnertag 1963 für ihre Arbeit in Anspruch nehmen.
Die im letzen Sommer auf *Großfahrten* der Bünde erreichten Ziele zeugen von ungewöhnlichem Unternehmungsgeist und Organisationstalent. Am weitesten war, wie von jeher, der *„Nerother Wandervogel“* gereist, er unternahm eine Spielscharfahrt durch Südamerika. Eine Gruppe des *„Bundes deutscher Jungenschaften“* war offiziell in Moskau eingeladen, nahm sich einen eigenen Dolmetscher mit und brachte den zugeteilten russischen Begleiter angeblich dazu, sein Parteichinesisch einzustellen und sich menschlich zu unterhalten. Eine Fahrtengruppe des *„Pfadfinderbundes Großer Jäger“* drang bis ins französise Atomversuchsgebiet in der Sahara vor (7 Jungen), eine der *„Deutschen Jugend des Ostens“* nach Libyen (5 Jungen). Lappland war auch in diesem Sommer wieder das Ziel vieler Bünde. Der *„Österreichische Pfadfinderbund“* war mit 100 Jugendlichen in Griechenland. Im übrigen wurden England, Südfrankreich, die Pyrenäen, Korsika, die Türkei, Jugoslawien, Norwegen und Dänemark von mehreren Fahrtengruppen verschiedener Bünde aufgesucht und durchwandert.
Der Eindruck, den die Bünde im Lager selbst hinterließen, hing natürlich in erster Linie vom Aufbau und der Ordnung ihrer Teillager und Zelte, von der Vollständigkeit und Sauberkeit ihrer Tracht, von ihrem Singen und vom Wert

der gezeigten Werkarbeiten ab. Was den Bau der Zelte und die Lagerordnung, die Fahnenmasten und die Lagertore angeht, so standen hier naturgemäß die Pfadfinderbünde an der Spitze. Neben ihnen taten sich darin besonders solche Bünde hervor, bei denen diese Dinge einfach Ausdruck ihrer inneren Geschlossenheit sind, wie etwa *„Gefährtenschaft"* und *„Bund deutscher Jungenschaften"*, die sich übrigens während der Lagertage einen lustigen kleinen Krieg um Lagerzeitung und dazugehörige Vervielfältigungsmaschinen lieferten, mit erfreulichem Ausgang – einem Wettsingen nach Rückgabe der Maschinen.
Auch in der Geschlossenheit der Tracht waren die Pfadfinder vorbildlich, besonders die kleine Abordnung der katholischen *„St. Georgspfadfinder"* in ihrer vollständigen und einheitlichen kakhifarbenen Scoutuniform. Ein Überraschungsmoment war die neue Jungenschaftsbluse des *„Bundes deutscher Jungenschaften"*. Sie ist von ausgesprochen kleidsamem Schnitt.
Das Singen stand ganz allgemein auf hohem Niveau. Hier, wie bei den Werkarbeiten und bei Vorbereitung und Durchführung der Fahrten, beim Fotografieren und der grafischen Gestaltung eigener Bundes- und Gruppenzeitschriften war ein starker Wille zur Leistung zu spüren. Wer am besten sang, läßt sich schon wegen der Verschiedenartigkeit der Lieder kaum entscheiden. Aber die *„Fahrtenschaft Nebelreiter"* fiel auf, die *„Nerother"* natürlich, die *„Fahrenden Gesellen"*, die *„Reformjugend"* und – im Singen sowohl wie mit ihrem großartigen Sprechchor „Kolumbus" – der *„Bund Deutscher Jungenschaften"*. In den Werkarbeiten, ihrer Durchführung und der Art, sie auszustellen, führte die *„Pfadfinderschaft Grauer Reiter"*, die auch im Meißnerlager selbst Arbeitsgemeinschaften für Steinbearbeitung, Kupfertreibarbeiten, Stoffdruck und Holzschnitt durchführte. Neben ihr taten sich der *„Bund deutscher Pfadfinder"* (Landesmark Hessen) und die *„Nerother Wandervögel"* (mit besonders gelungenen selbstgebauten Musikinstrumenten), und auch hier wieder der *„Bund deutscher Jugenschaften"* hervor. Die *„Fahrenden Gesellen"* zeigten erstklassige Fotos aus den Dolomiten.
Sehr viel schwerer war es, etwas von dem Geist zu spüren, der Bünde, Gruppen und Zeltgemeinschaften innerlich beseelt. Man mußte schon das Glück haben, in ein Zelt eingeladen zu werden und dort längere Zeit am Gespräch der Jungen und Mädchen teilzunehmen, um aus dem Ton, den sie untereinander anschlugen, auf den Gruppengeist schließen zu können. Aus Eindrücken dieser Art kann nur soviel gefolgert werden, daß eine besonders auffallende Zusammengehörigkeit, Aufgeschlossenheit, Natürlichkeit und Herzlichkeit bei denjenigen Gruppen und Bünden herrscht, die innerhalb größerer Verbände das eigentlich bündische Element ausmachen, also etwa bei der *„Fahrtenschaft Nebelreiter"* innerhalb der *„Deutschen Waldjugend"*, oder bei der *„Turnschar Volker"* innerhalb der *„Deutschen Turnerjugend"*, oder bei kleineren Pfadfinderbünden, die sich vor nicht allzulanger Zeit von den großen Pfadfinderverbänden gelöst haben, weil ihnen der Massenbetrieb dort nicht mehr zusagte. Überall also, wo sich jugendbewegtes, bündisches Leben gewissermaßen in statu nascendi befindet, macht sich ein besonders guter Geist bemerkbar.

Die wenigen politischen Testfragen, die wir bei unseren Gesprächen stellten, ließen vor allem erkennen, daß die Mehrzahl der anwesenden Bünde selbst zu grundlegenden Fragen, die die staatliche Existenz unmittelbar betreffen, keinen bundesoffiziellen Standpunkt vertritt und auch im Führerkreis kaum oder gar nicht darüber diskutiert. Wir fragten nach der Einstellung zur Bundesrepublik (Provisorium oder endgültiger Staat) und nach der Europavorstellung (Einigung im Sinne de Gaulles oder Spaaks?). Die Antworten, die wir erhielten, gaben fast stets die Privatmeinung des Befragten wieder. Immerhin war interessant, daß alle ausnahmslos die Bundesrepublik als ein Provisorium bezeichneten. Nicht ein einziger der Befragten sah in ihr ein endgültiges Staatsgebilde. Die Europavorstellung der Mehrheit der Befragten ist – unabhängig von den Bünden, denen sie angehören – nicht die de Gaulles („Europa der Vaterländer"), sondern sie wollen ein Aufgehen der Eigenstaatlichkeit in einem europäischen Gesamtstaat. In den Gesprächen, die sich bei dieser Gelegenheit hie und da aus unseren Fragen entwickelten, zeigte sich deutlich, daß Jungen und Mädchen einfach wiedergaben, was sie in der Schule oder in der Presse und im Rundfunk gehört hatten. Sie halten das in der Regel für ihre eigene Meinung, haben aber in Wirklichkeit gar keine. Zum Teil erkennen sie das selbst: Bei einem Kabarett des *„Bundes deutscher Pfadfinder"* (Landesmark Hessen) errang im „Lügenwettbewerb" derjenige den Siegespreis, der behauptete, er sei einem politisch interessierten Pfadfinder begegnet. Und beim *„Bund deutscher Jungenschaften"* sagte mir ein 16jähriger: „Wir sind vielleicht zu lässig; wir tun alles mit einem Lachen ab."

In diesem Zusammenhang fiel unsere Frage, ob man mit dem Programm für die Kundgebung am Sonntag, insbesondere mit dem Redner, Professor Gollwitzer, einverstanden sei. Ein ausgesprochenes Nein bekamen wir bei vier Bünden zu hören; die anderen wollten ihn sich einmal anhören, waren dann allerdings, als es soweit war, durch die sechs vorhergehenden Redner schon so sehr ermüdet, daß sie Gollwitzers Ausführungen nicht mehr recht folgen konnten.

Wir stellten auch die Testfrage, ob Kolbenheyer bekannt sei. Wirklich gelesen hatte man ihn nur bei den katholischen *„St. Georgspfadfindern"* und bei der *„Gefährtenschaft"*. Die meisten der anderen hatten den Namen Kolbenheyer noch nie gehört. Beim *„Deutschen Pfadfinderbund"* hieß es, Kolbenheyer und Hans Grimm seien „überholt", bei der *„d. j. 1. 11."* rief man einen Studenten der Germanistik heran, der meinte, Kolbenheyer sei in der nationalsozialistischen Zeit gelesen worden, heute sei er „Gott sei Dank" vergessen.

Die eigentliche Problematik der freien, eigenständigen Jugendbünde wurde im Zeltlager am Meißner nicht berührt, dafür um so stärker bei der Pressekonferenz am Samstag abend in Bad Sooden. Der uralte Vorwurf, die Jugendbewegung „fliehe vor der Wirklichkeit in romantische Gefühlsduselei" wird – zeitgemäß soziologisch auffrisiert – von einem erheblichen Teil der jungen Führerschaft der Bünde leider selbst ernst genommen und in völliger Verkennung der pädagogischen und psychologischen Zusammenhänge tatsächlich als eine Art Makel empfunden. Mit diesem irrigen Eingeständnis einer angeblichen

Schwäche, die in Wirklichkeit die entscheidende Stärke eigenständigen Jugendlebens war, ist und bleibt, geben sich die Bünde natürlich eine gefährliche Blöße gegenüber den gehässigen Angriffen der offiziellen Jugendpflegeverbände und Jugend-Massenorganisationen, der Presse und des Rundfunks, die alle die freien, eigenständigen Jugendbünde, dieses letzte Refugium einer vornehmen Lebens- und Weltauffassung, mit allen Mitteln beseitigen wollen.

Der Kampf um den freien Raum für eine ungestörte und durch keine vorzeitige, einseitige Festlegung politischer, konfessioneller oder berufserzieherischer Art aus dem Gleichgewicht gebrachte Entfaltung zur Persönlichkeit ist ja ein konservatives und zugleich durchaus humanistisches Anliegen. Die im sogenannten öffentlichen Leben heute vorherrschenden Tendenzen sind persönlichkeitsfeindlich; sie wollen – befangen im Massendenken – diese natürliche Entfaltungsmöglichkeit zu einer gefestigten, in sich ruhenden, selbständigen und urteilssicheren Persönlichkeit unterbinden. Darum geht es. Wer in der freien, eigenständigen Jugendbewegung bis zu seinem 18. Lebensjahr noch Zeit und Möglichkeit hat, der inneren Entwicklung seines Menschentums zu leben oder wenigstens einen Ausgleich gegen alle die vorzeitig zweckbestimmten Einflüsse in Schule und Öffentlichkeit zu finden, der kann später als reifer Mensch, vielleicht wirklich noch selbständige Entscheidungen treffen, ist also der Propaganda verschiedener Interessengruppen weitgehend unzugänglich. Zum mindesten besteht die „Gefahr", daß er es ist. Darum darf ihm, nach Ansicht der Meinungsmacher, dieser letzte freie, von vorzeitig einseitiger Beeinflussung freigehaltene Raum nicht gelassen werden. Solange ein solcher Raum noch besteht, kann es den Zustand nicht geben, den Orwell in seinem Buch „1984" so klassisch geschildert hat. Auf diese Verhältnisse à la 1984 zielt aber die gesteuerte Entwicklung. In soziologischen Vorlesungen kommen Begriffe wie Charakter, Persönlichkeit, Begabung, Anlage oder gar Erbgut gar nicht mehr vor; dort ist der Mensch – ganz nach Marx! – nur noch das Produkt seiner Umgebung und der Verhältnisse, unter denen er aufwächst. Aus seinem eigenen Inneren bringt er nichts mit, trägt er nichts zu seinem Werden bei.

Der Vorwurf der „Flucht vor der Wirklichkeit" und der „romantischen Schwärmerei" ist also in Wirklichkeit nichts als ein Angriff auf die Entfaltung der Eigenpersönlichkeit, vor allem auch ein Angriff auf die ungestörte Entwicklung des Gefühlslebens, das natürlich für das Heranwachsen einer harmonischen Gesamtpersönlichkeit notwendig ist. Man braucht sich doch nur die modernen Intellektuellen anzusehen, die aus ihrem totalen Mangel an seelischen Kräften, an der Fähigkeit zu lieben und zu zürnen, Reue oder Schmerz zu empfinden, eine Tugend machen wollen: Hirn mit Sex, aber ohne Herz. Der Jugendpsychologe weiß, daß diesen verkrüppelten Seelen das romantische Naturleben gefehlt hat, und daß sie es nun den Glücklichen, die es noch kennen, madig zu machen trachten. Wenn nun sogar die Führer der freien, eigenständigen Jugendbünde selbst in dieses üble Gebell mit einstimmen, dann begehen sie damit geistigen Selbstmord und liefern ihre Bünde kampflos dem Gegner aus.

Dieter Vollmer

Nation Europa
7/1964

Das Gesetz der Mannigfaltigkeit

Die Biologie lehrt: alles Wachstum strebt zur Vielfalt. Grundgesetz der Entwicklung des organischen Lebens von den ersten Anfängen, von der Urzelle an war die Differenzierung, und das Ergebnis ist eine wachsende Zahl der Arten, die sich in offenbar unbegrenzter Vielfalt immer weiter auseinander entwickelten. Wohl kommt es zum Aussterben mancher Arten, aber nie verringert sich ihre Mannigfaltigkeit durch „Verschmelzung".
Dieses Gesetz gilt auch für die Biopolitik. Die Natur hat nicht deswegen in Millionen von Jahren die Rassen differenziert, damit wir sie heute willkürlich zusammenwerfen und einen synthetischen Einheitstyp erzeugen, der, wie die Erbgesetze Gregor Mendels zeigen, im Laufe von Generationen ja doch wieder auseinanderfallen würde – unter welchen schweren Kämpfen und seelischen Qualen dies beim Menschen geschehen müßte, kann man sich denken. Nun herrscht zur Zeit die Auffassung, es bedeute eine Erniedrigung des Menschen, die Erbgesetze, überhaupt die Naturgesetze, auch auf ihn anzuwenden, denn der Mensch sei ein Geistwesen und stehe als solches weit über der Natur. Aus dieser Einstellung spricht man dann verächtlich vom „Biologismus" oder gar vom „biologischen Materialismus", und bewegt sich damit offensichtlich noch in der Gegensätzlichkeit von Idealismus und Materialismus, Begriffen, die das Denken des 19. Jahrhunderts prägte. Inzwischen ist aber die Geistesgeschichte schon seit einem halben Jahrhundert über These und Antithese hinweg zur Synthese vorgedrungen, hat sich eine höhere Ebene der Betrachtung erkämpft und sieht im Leben die Ganzheit von Geist und Stoff. – Von dieser Warte aus gesehen, liegt nichts Erniedrigendes mehr in der Tatsache, daß auch der Mensch und die menschlichen Gemeinschaften Natur- und Erbgesetzen unterworfen sind. Denn wir wissen, daß auch die Naturgesetze Ausdruck eines Geistigen, freilich untrennbar vom Stofflichen, sind. Das liegt ja eigentlich schon in dem Begriff „Gesetz". Gesetz ist Logos, Geist, auch im Biologischen.

Unsere Auffassung wird gestützt durch die Erfahrungen unzähliger Geschlechter. Die Beobachtung der Rassen und Völker zeigt:

1. Kinder aus Mischehen verschiedener Rassen werden oft innerlich zerrissene Menschen, weil sich in ihrem Charakter die manchmal geradezu gegensätzlichen Anlagen bekämpfen und die Seele niemals zur Ruhe und Klarheit kommen lassen. Tausende von Besatzungskindern, heute schon um die 20 Jahre alt, gaben im letzten Jahrzehnt denkenden und fühlenden Erziehern reichlich Beobachtungsmöglichkeiten. Im weitesten Umfang bieten auch die sozialen und politischen Verhältnisse in Südamerika, wo es seit Jahrhunderten zu Rassenmischungen gekommen ist, ein umfassendes Erfahrungsmaterial. Das Schicksal der Besatzungskinder sowohl wie auch das der südamerikanischen Völker-

schaften, die kaum fähig sind, einen Staat zu tragen, beweisen die Folgen wahlloser Mischung und kennzeichnen sie als Verantwortungslosigkeit vor dem Leben.

2. Die Vermischung verschiedener Menschenrassen beschleunigt die Vermassung und läßt keinen Raum zur Entfaltung der Persönlichkeit, weil nämlich der Wurzelgrund, aus dem die Persönlichkeit ihre Wachstumskräfte zieht, die Rassenseele ist, die Volkseigenart, nicht aber die „praktische oder ideologische Transzendenz“ [1] des wurzellosen Intellektuellen. Um diese Zusammenhänge zu sehen, braucht man nicht einmal nach Südamerika zu gehen, man kann sie in jeder Großstadt mit aller erschreckenden Deutlichkeit beobachten. Ist es nicht auffallend, wie zielstrebig gerade ausgesprochen persönlichkeitsfeindliche, auf Kollektivierung gerichtete Systeme die völkischen Eigenarten zu unterdrücken und die rassischen Verschiedenheiten einzuschmelzen suchen? Große internationale Organisationen, denen gewaltige Hilfsmittel zur Verfügung stehen, werden zur Verwirklichung dieses Zieles eingesetzt, neben der Tendenzliteratur vor allem Filme, die durch Handlung, Farbe und Ton auf den Unreifen so überwältigend wirken, daß er sich der Umprägung kaum entziehen kann. Eigenen Instinkt, eigene Gemütskräfte und wesenseigene Empfindungen – entscheidende Kennzeichen der Persönlichkeit! – besitzt eben nur der ursprüngliche Mensch, der noch nicht in den Wirbel der sinkenden Kultur gerissen ist – oder der wahrhaft gebildete, der b e w u ß t im Volkstum wurzelt. International aber sind die Masseninstinkte, die nicht zufällig so raffiniert aufgestachelt werden.
Gewiß gibt es einen Unterschied zwischen der von den „One-World“-Transzendenten gewollten Mischung verschiedener Großrassen einerseits und der von den Schmelztopf-Europäern propagierten „Integration“ der Völker des Abendlandes andererseits. Aber auch innerhalb der rassegleichen Völkerfamilie Europa gilt das biopolitische Gesetz der sorgfältigen Wahrung der Volkspersönlichkeiten, die, von der Entwicklung in langen Zeiträumen differenziert, zu Trägern der europäischen Kultur in all ihrer Vielfalt wurden. Sie sind gewachsene Organismen, deren Eigenwerte man nicht ungestraft auflösen und wahllos durcheinandermischen darf.
Auch hier verfügen wir über reichhaltige Beobachtungsmöglichkeiten. Man braucht bei uns nur an Sonntagnachmittagen auf den Bahnhof einer Industriestadt zu gehen, wo sich – die Bahnhöfe üben anscheinend einen unwiderstehlichen Reiz auf sie aus – unsere südeuropäischen Gastarbeiter in Scharen zu treffen pflegen, und sie zu beobachten. Oder man muß einmal, wie ich es in den Nachkriegsjahren selbst erlebt habe, etwa in einem französischen oder spanischen Industriewerk mit Basken, Südspaniern, Nordfranzosen und Deutschen an ein und derselben Brechstange hängen, um die Unterschiede im Temperament und Arbeitsrhythmus buchstäblich am eigenen Leibe zu erfahren. Gar nicht zu sprechen von den unüberbrückbaren Unterschieden etwa in der

1 Siehe Rezension des Buches von Nolte: „Epoche des Faschismus?“ (S. 33 ff.)

Liebe zu Pflanze und Tier, in der Auffassung von Reinlichkeit, in der Sittlichkeit, im Rechtsempfinden oder im religiösen Bereich.
Auch innerhalb der Weißen Rasse sind echte, tiefgreifende, natürliche Verschiedenheiten entstanden, die sich weder verleugnen noch mißachten lassen und deren künstliche Einschmelzung gefährlich wäre, weil sie zu einem Verlust an Individualität, zu einem wachsenden Mangel an Persönlichkeiten, einer immer zunehmenden Vermassung führen würde. Dieses Ergebnis mag zwar für Mächte, die risikofrei herrschen wollen, recht bequem sein, würde aber die naturgewollte Vielfalt und Farbigkeit des Lebens, den schönen bunten Blütenteppich von Stämmen, Völkern und Rassen, von Generation zu Generation fortschreitend in ein trübes, freudloses Grau verwandeln.
Sollten die ungebrochenen, in ihrem Volkstum wurzelnden Menschen einmal völlig von der Erde verschwunden sein – das wäre die Folge des Verschmelzungsprozesses und das ist das Ziel derer, die ihn befürworten! – dann hätte das menschliche Dasein auf dieser Erde seinen höheren Sinn verloren, dann würde der göttliche Funke erlöschen; dann hätte der entstandene Menschenbrei nicht mehr Teil an dem Geist, der das All beseelt.
Dies zu verhüten, ist Ziel und Wille aller biopolitisch Denkenden.

Dieter Vollmer

Nation Europa
3/1965

Auf der Höhe der Zeit?

Dieter Vollmer

Wer mit der »jungen Generation« ins Gespräch kommen oder im Gespräch bleiben will, der dürfte sich, so wird vielfach gefordert, der »modernen Zeit« nicht verschließen, sondern müsse, stets allen Strömungen offen, in seiner ganzen Haltung und Lebensweise ihr gerecht zu werden suchen. Es gibt dabei Unterschiede in der Interpretation. Wenn diese Bedingung so gemeint ist, daß man eben den praktischen Anforderungen der allenthalben neu entstandenen Probleme genügen und verantwortlich zu ihrer Lösung beitragen solle, dann ist das natürlich richtig, denn es gehört zum Lebendigsein. Aber ein sehr großer Teil der Jugend versteht diese Bedingung noch anders und ist offensichtlich geneigt, der »Zeit« eine Eigenfunktion zuzuerkennen, die sie nicht hat. Es ist ein Aberglaube, anzunehmen, jede Zeit habe ihr eigenes Gesetz, das sie den Menschen, die in ihr leben, aufpräge, und es sei eine Unterlassungssünde, sich dieser Prägung durch die Zeit zu entziehen. Denn in Wirklichkeit ist es der M e n s c h, der tatkräftige, vitale Mensch, der von sich aus der Umwelt, in der er lebt, seinen Stempel aufdrückt und somit die »Zeit« überhaupt erst schafft.
Dieser in der jungen Generation so weit verbreiteten Vorstellung von einer »Zeit an sich« entspricht durchaus ihre Betonung der Moderne. Läßt man sich erst dazu herbei, der Zeit ein Eigengesetz zuzuerkennen, ist ja die Überschätzung der jeweiligen »Gegenwart« eine unausbleibliche Folge, besonders naheliegend bei jungen Menschen, die allzu leicht versucht sind, den kurzen Zeitraum ihres eigenen Erlebens für das A und O zu halten. Die Jugend aller Zeitalter hat sich etwas darauf zugute getan, »modern« zu sein – und sich oftmals damit unbewußt zur Flüchtigkeit bekannt. Denn was ist Gegenwart? In dem Augenblick, in dem ich sie zu fassen suche,

ist sie schon wieder Vergangenheit. Man kann ja nicht aus einer biologischen, kulturellen und zivilisatorischen Entwicklung von Jahrtausenden ausgerechnet die letzten zwanzig oder dreißig Jahre herausgreifen und zum Maßstab für den gesamten Ablauf des Geschehens machen wollen. Das hieße heute etwa die Dichtung Walthers von der Vogelweide durch die Brille Bert Brechts betrachten oder die gesamte deutsche Geschichte aus der Perspektive der Bundesrepublik. Beides ist töricht, aber – davon kann man sich im Gespräch täglich überzeugen – gang und gäbe.
Letzten Endes zeigt sich im Bekenntnis zur »Moderne« eine erschreckende Kurzsichtigkeit. Wer zu einem wirklichen Verständnis der Geschichte durchdringen will, muß sie als ein Kontinuum begreifen und darf die Mühe nicht scheuen, sich in jeden ihrer Abschnitte einzufühlen, nicht nur in den, den er zufällig selbst erlebt. Das Gleiche gilt sinngemäß für die Kulturgeschichte, für Literatur, Musik, bildende Künste, für Rechts- und Religionsgeschichte. Dazu gehört natürlich auch der Versuch, kommende Entwicklungsmöglichkeiten vorauszudenken, etwa indem man die Entwicklungslinien, die aus der Vergangenheit bis zu uns heranführen, in die Zukunft hinein verlängert. Aber die Gegenwart, die kurze Spanne des eigenen Lebens und Erlebens zum Maßstab zu erheben, ist oberflächlich und allzu bequem und führt mit Sicherheit zu Fehlurteilen.
Auch der Offizier sollte sich durch das zur Schau getragene betonte Selbstbewußtsein mancher junger Menschen, etwa Abiturienten oder Studenten der ersten Semester, nicht täuschen lassen. Es ist Schutzfarbe, Tarnung, besonders in solchen Fällen, wo es anmaßend zur Schau getragen wird. Arroganz und Überheblichkeit sollen ja nur die eigene Unsicherheit verdecken. In Wirklichkeit können junge Menschen in diesem Alter beim besten Willen noch keine eigene Linie, noch kein fertiges eigenes Weltbild haben, von vereinzelten, besonders starken jugendlichen Persönlichkeiten einmal abgesehen, die aber seltene Ausnahmeerscheinungen sind. Bis weit ins dritte Lebensjahrzehnt hinein bemüht sich der Reifende erst um ein eigenes Urteil und ist dabei allen möglichen Einflüssen, wenn sie mit der nötigen Frechheit vorgetragen werden, nur allzu leicht zugänglich.

Wer daher als Älterer wider besseres Wissen Zugeständnisse an die Vorstellungen, Wünsche und Forderungen der Jugend macht, der kommt damit praktisch gar nicht den jungen Menschen selbst entgegen, sondern weicht vor jenen Mächten zurück, die gerade den stärksten Einfluß auf sie ausüben. Oft geschieht das aus der Befürchtung, ohne solche Zugeständnisse den Kontakt zur Jugend zu verlieren. Das ist an sich schon ein Zeichen der Schwäche und führt unrettbar dahin, daß der Reifere eine eigene Position nach der anderen aufgibt, am Ende zur völligen Standpunktlosigkeit gelangt und diese womöglich noch, in dem Versuch, aus der Not eine Tugend zu machen, zum Prinzip erhebt. Der gewiß berechtigte Wunsch, ein gegenseitiges Verstehen mit den eigenen Kindern aufrecht zu erhalten, verleitet manche Eltern dazu, das natürliche Erziehungsverhältnis umzukehren. Nicht

mehr sie, die Eltern, sind es dann, die ihren Kindern klare Lebensmaximen einer gefestigten Weltanschauung aus eigener innerer Sicherheit mitgeben, sondern umgekehrt: Über ihre Kinder nötigen ihnen die Manipulanten und Regisseure der gelenkten »öffentlichen Meinung« die Maximen des »zeitgemäßen« Nihilismus auf.

Wenn mir ein junger Mensch im Gespräch über Literatur, Musik, bildende Künste oder auch Politik fast wörtlich dasselbe sagt, was ich täglich in der Presse lese, im Rundfunk höre oder den Richtlinien für den Geschichtsunterricht der Schulen entnehmen kann – und das geschieht sehr häufig –, dann nehme ich ihm nicht ab, daß das seine ureigenste Überzeugung sei. Er selbst glaubt zwar, sie sei es, und wird böse, wenn man daran zu zweifeln wagt. Aber Resonanz bleibt eben Resonanz, unverkennbar. Wenn sich der junge Mensch nur zu leicht dem herrschenden, manipulierten »erwünschten« Urteil auf irgendeinem Gebiet anschließt, so ist ihm daraus natürlich kein Vorwurf zu machen, aber es zeigt doch, daß die Überbetonung einer bestimmten Tendenz in Schule, Hochschule und Publizistik keine Opposition in ihm wachgerufen hat, daß also sein Bedürfnis nach geistiger Selbständigkeit nur schwach entwickelt ist.

Es wäre ebenso aufschlußreich wie notwendig, einmal zu untersuchen, warum so viele Jugendliche zwar ihren Eltern und deren Freundeskreis gegenüber stets geradezu verkrampft vor angeblichen »Tendenzen« zurückscheuen, in Schule und Hochschule aber sich widerspruchslos von den massivsten und einseitigsten Tendenzen, die ganz klar als solche zu erkennen sind, überfahren lassen. Ich glaube, daß auch diese Erscheinung mit dem betonten Bekenntnis zur »Moderne« zusammenhängt, da ja Schule, Hochschule und natürlich vor allem die Massenmedien ihre Tendenzen »modern« frisieren, während das Elternhaus und dessen Freundeskreis sich mehr oder weniger bewußt auf Traditionen berufen. Manche Ältere allerdings, auch manche Lehrer und sogar manche Eltern, versuchen, wie schon gesagt, sich bei der Jugend mit der Versicherung anzubiedern, daß auch sie »noch Suchende« seien, und geben dabei jeden eigenen Standpunkt auf, bis sie praktisch im Nihilismus gelandet sind – aus lauter »Toleranz«.

Aber ihr geistiger Selbstmord ist stets vergeblich. Die Rechnung geht nicht auf. Mit Nachgiebigkeit, Standpunktlosigkeit, Unsicherheit kann man der Jugend weder helfen noch ihre Achtung gewinnen. Was wachsen will, braucht einen festen Widerstand, an den es sich anlehnen und gegen den es sich stemmen kann. Und geistiges Wachstum dauert sehr lange. Der Jugend kann daher nur förderlich sein, wer noch aus der ungebrochenen Sicherheit eines klaren Erbes einen festen Standpunkt gegenüber allen Lebensfragen in Vergangenheit und Zukunft besitzt. Denn nur er hat die feste Plattform unter den Füßen, von der aus er jüngere Menschen »erziehen« kann.

Nation Europa
11/1965

Ulbrichts Erziehungsgesetz „gesamtdeutsches Vorbild"?

Dieter Vollmer

Das *„Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem"* vom 25. Februar 1965 richtet alle Bildungseinrichtungen der DDR vom Kindergarten bis zur Universität einheitlich aus und strebt eine ergänzende Zusammenarbeit aller Beteiligten an. Es ist nicht leicht, den eigentlichen Kern des Gesetzes aus dem üblichen endlosen Schwulst stereotyp ideologischer Phrasen herauszuschälen. Eine Hilfe dabei bilden die Ansprachen von Alexander Abusch, dem Vorsitzenden des Ministerrats, und von Kurt Hager vom Zentralkomitee der SED, bei der Verabschiedung des Gesetzes am 25. Februar in Berlin. In diesen Ansprachen wie auch in der Präambel des Gesetzes selbst werden heftige Angriffe auf die Bundesrepublik und ihre Bildungspolitik unternommen, die sich zum Teil auf kritische Stimmen aus Westdeutschland selber stützen. Aber es werden auch gute Zensuren erteilt: Höchstes Lob erhält, und darauf sollte man wohl achten, der bundesdeutsche DGB, insbesondere der Leiter der DGB-Bundesschule in Springe, Rudolf Herbich, für seine Behauptung (in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften"), in der Bundesrepublik stärke „mangelhafte Bildung der Vielen die kleine Schicht der Privilegierten", eine Behauptung also, mit der Herbich nicht nur dem Geiste nach, sondern auch terminologisch sich vollkommen zum Sprachrohr der Kommunisten macht, und bei der er es klüglich vermeidet, einmal zu sagen, wer denn eigentlich heute in der Bundesrepublik Deutschland die „Privilegierten" sind.

Zu den „Bildungspolitischen Leitsätzen" der SPD sagen Hager sowohl wie Abusch, daß sie im Formalen durchaus „vernünftige Forderungen" enthielten, ohne freilich die Wurzeln des Übels im Ideologischen aufzuzeigen. Aus alledem geht deutlich hervor, daß die Kommunisten ihre Partei selbst nach wie vor für den Inbegriff des Fortschritts selber halten und demgemäß die Entwicklung in der Bundesrepublik nur als eine schrittweise Nachfolge nach dem Vorbild der DDR betrachten. Aufmerksam wird konstatiert, daß in einer Sendung des Westdeutschen Rundfunks gesagt wurde, *„nicht wenige Menschen in der Bundesrepublik erblicken im Erziehungswesen der DDR ein gesamtdeutsches Vorbild"*. Solche Suggestivfeststellungen unserer bundesrepublikanischen Massenmedien kennen wir ja.

Die Grundzüge des neuen Gesetzes sind alt. Sie stammen aus dem Vorstellungskreis des jungen Marx aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Nach wie vor wird der Mensch als das Produkt der Verhältnisse angesehen, unter denen er aufwächst, speziell als das Produkt der Produktionsverhältnisse. Dementsprechend wird der Begriff einer angeborenen Begabung einfach negiert. (Hager: „Wir meinen, daß trotz unterschiedlicher Anlagen die Begabungen und Talente erst das Ergebnis eines umfassenden Bildungs- und Erziehungsprozesses sind . . .") Und unser Begabtenförderung wird dann folgerichtig eben als eine Bevorzugung der „Privilegierten" mißdeutet. In diesem Punkte haben es die führenden Persönlichkeiten der bundesrepublikanischen Bildungspolitik schwer, der Diskussion standzuhalten, weil sie selber auf höchst unsicherem Boden stehen und in der Soziologie die Milieutheorie des jungen Marx längst akzeptiert haben. Wer die Wahrheit scheut, daß der Mensch in erster Linie durch sein Erbe bestimmt wird, hat gegenüber den Argumenten der Kommunisten keinen festen Stand.

Ein weiterer Grundzug des neuen Gesetzes der DDR geht ebenfalls in klarer Linie auf Marx zurück, nämlich die einseitige Ausrichtung auf wirtschaftliches und technisches Denken. Hager sagt:

„Das sozialistisch-humanistische Bildungsideal unterscheidet sich zweifellos grundlegend vom alten klassisch-humanistischen Bildungsideal, in dem vor allem die sprachliche Bildung und die Beschäftigung mit Kunst und Literatur im Mittelpunkt des gesamten Bildungsgeschehens standen. Wir erkennen den erzieherischen und bildenden Wert dieser Bildungsgüter an und wollen sie auch in unseren neuen, sozialistischen, humanistischen Bildungsidealen nicht missen. Aber es ist unverkennbar, daß die Verwandlung der Wissenschaft in eine Produktivkraft und die beginnende technische Revolution in unserer Zeit eine Verlagerung der Bildung auf jene Fächer mit sich bringen, die zur Beherrschung dieser gesellschaftlichen Prozesse unerläßlich sind."

Die Konsequenz aus dieser Auffassung, die in der *„Verwandlung der Wissenschaft in eine Produktivkraft"* einen gesetzmäßigen *„gesellschaftlichen Prozeß"* sieht, ist dann, daß man die letzten beiden Schuljahre bereits ganz der Vorbereitung auf den Beruf dienstbar macht, und daß schon vorher Mathematik, Naturwissenschaften, „polytechnische Bildung" und Ökonomie einseitig im Vordergrund stehen. Auch dieser Entwicklung gegenüber hat die bundesrepublikanische Bildungspolitik keine feste Diskussionsgrundlage mehr, weil sie selbst den Boden des klassischen Humanismus längst verlassen hat und sich zu einer echten Synthese von Idealismus und Materialismus, wie sie sich etwa im Hauptwerk Enst Kriegcks: *„Leben als Prinzip der Weltanschauung und Probleme der Wissenschaft"* bereits deutlich abzeichnete, nicht entschließen kann. So verfällt sie mehr und mehr dem geistesgeschichtlich längst überholten Materialismus in Gestalt eines einseitigen Technizismus, ohne sich doch mit der Konsequenz der DDR-Kommunisten zu dieser Linie zu bekennen.

Ein dritter Grundzug des neuen Gesetzes ist der Totalitätsanspruch der „sozialistischen" (sprich: kommunistischen) Erziehung. Zwar wehrt man sich gegen

den Vorwurf, die Rolle der Familie bei der Erziehung der Jugend werde durch das Bildungswesen der DDR eingeschränkt, doch geht aus der Ansprache Hagers eindeutig hervor, wie man sich diese Rolle vorstellt:

„Die Eltern sollen tatkräftig die Erziehung und Bildung an den Schulen unterstützen. Diese wiederum müssen alles tun, um den Eltern die Erziehung der Kinder zu erleichtern. Es gibt bei uns keinen prinzipiellen Gegensatz zwischen Elternhaus und Schule. Die Schule mit ihren Erziehungsaufgaben ist der unmittelbare Vollstrecker des Volkswillens. Sie arbeitet im Auftrage und im Sinne der Eltern. Deshalb betonen wir, daß zwischen Elternhaus und Schule eine enge Zusammenarbeit bestehen muß."

Das gilt natürlich nur für diejenigen Eltern, die das SED-System nicht nur bejahen, sondern auch aktiv darin mitwirken. Für Elternhäuser, die versuchen, einen Gegenpol gegen die einseitige Beeinflussung durch Schule und Jugendorganisation zu bilden und ihren Kindern einen freien Raum zur Entfaltung von Gemüts- und Seelenkräften im klassisch-humanistischen Sinne zu erhalten, gilt diese Erklärung ausschließlich im negativen Sinne einer Kampfansage.
Die Schule wird als „Vollstrecker des Volkswillens" bezeichnet, wobei unter „Volk" – wie immer in der kommunistischen Terminologie – die kleine Minderheit der herrschenden Funktionäre zu verstehen ist, die 1945 von der Roten Armee als Statthalter des Sowjetkolonialismus eingesetzt wurden. Und auch diesem Totalitätsanspruch gegenüber hat die Bundesrepublik wenig Möglichkeiten zur überzeugenden Kritik, weder von der Basis der Konfessionsschule her, die nach wie vor den Anspruch erhebt, das gesamte Bildungsgut im Sinne einer bestimmten Kirche zu vermitteln, noch aus dem Geiste, wie er etwa in den Pressestimmen zum Meißnertreffen der freien Jugendbewegung im Oktober 1963 zum Ausdruck kam. Auch hier wurde ja der Jugend das Recht auf freie Entfaltung ihrer Gemüts- und Seelenkräfte außerhalb vorzeitiger politischer, konfessioneller oder beruflicher Festlegungen ausdrücklich und in gehässiger Tonart abgesprochen (Pressekonferenz Bad Soden, 12. Okt. 1963).

Alles in allem kann also dieses neue Bildungsgesetz der DDR nur Anlaß zu der Erkenntnis geben, wie weit und vielfältig der Geist, der diesem Gesetz zugrunde liegt, auch in der Bundesrepublik dank der erfolgreichen Wirksamkeit der hiesigen Massenmedien bereits um sich gegriffen hat.

Textprobe aus einem sowjetzonalen Lehrbuch:

„Triebkräfte im Sinne des gesetzmäßigen Fortschritts werden die persönlichen Interessen und Beweggründe in dem Maße, weil sie durch die gesellschaftlichen Führungskräfte beachtet, geformt und gelenkt werden, so daß sie die Werktätigen veranlassen, in ihrer Tätigkeit die im Jahres- und Perspektivplan fixierten gesellschaftlichen Erfordernisse vorrangig zu verwirklichen. Diese bewußte Nutzung der subjektiv-persönlichen Antriebe stellt an alle gesellschaftlichen Führungskräfte, besonders an die verantwortlichen Leiter in den Betrieben, hohe Anforderungen. Entscheidend ist, die Einheit von ökonomischer Leitung, zielstrebiger und sinnvoller Anwendung materieller und ideeller Anreize und politisch-ideologischer Erziehung der Werktätigen ständig herzustellen . . ."

„Deutsche Zeitschrift für Philosophie", Ost-Berlin, Nr. 1/1965.